

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 30.

Monatlich vier Bummern.

Berlin, 3. August 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W.

37. Jahrg.

Unter einem Lindenbaum.

Von Elise Polko.

Nachdruck verboten.

Der Mai war nicht an Blüten larg —
Schön Lindenweig —
Der König lag an der Liebsten Sarg —
O Abend, o Abend —
Die müden Arme ruhn!

Altes Volkstied.

Die Bäume und die Wellen, die wissen die meisten Geschichten aus vergangenen Tagen, und wissen so vieles, was kein Biograph und Chronikenschreiber je erfährt, und wenn der Wind weht, müssen sie erzählen, wer nur immer zur rechten Stunde, zur Vollmondszeit, zuhören könnte!

Ich kenne eine Stelle am Rhein, an der auch Goethe auf seiner Rheinwanderung im Jahre 1814 vorübertritt, unweit des Städtchens Winkel, da steht eine Gruppe alter Bäume pflausernd bei einander, wie wohl allerlei getreue Nachbarn in einem Dorfe nach gethauer Arbeit zusammen reden von der Vergangenheit. Sie rauschen geheimnisvoll in ihrem Laube, als hätten sie sich unendlich viel zu sagen. Und der älteste und größte der Bäume ist eine Linde, sie steht hart an der Mauer eines traumdunkeln, verödeten Gartens, wo es selbst im heißesten Mittagssonnenschein jetzt so schattig ist, wie am

Abend. Sie schaut hinüber auf die wuchernden Rasenplätze, um die sich niemand mehr kümmert, und auf das ausgetrocknete Steinbassin, wo die Marmornize sich in Schlingpflanzen eingewickelt hat, so dicht, daß ihr weißer Leib kaum mehr hervorschaut aus dem üppigen Gerank. Die Linde kennt auch noch das lange schmale Landhaus mit dem roten Ziegeldach, als es fröhliche Bewohner hatte, vor ungezählten Jahren. Jetzt sind seine Jalousien fest geschlossen, und es taucht hinter seiner grünen Mauer auf, wie im tiefsten Schlafe liegend. Der Besitzer lebt seit Jahren im fernen Süden, niemand sieht mehr ordentlich nach Haus und Garten, und doch blühen dort die schönsten dunkelroten Rosen am ganzen Rhein, die Linde sieht sie jedes Jahr. Der alte Kastellan, der ein paar Stübchen im Erdgeschoß bewohnt mit seiner ältlichen Tochter, macht sich keinerlei überflüssige Arbeit und kümmert sich in seinem Versteck weder um die Vergangenheit noch um die Zukunft, er baut seinen Kohl in einem entfernten Winkel des Gartens und ist froh, daß er sich ohne besondere Mühen und Sorgen mit der Gegenwart abfinden kann. Um die Rosenzeit aber, in den Sommermonaten, da versäumt er keinen Tag, einen frischen Strauß der dunkelroten Blumen, die wie in Blut getaucht erscheinen, auf den kleinen stillen Friedhof im Winkel zu tragen. Wie schön ist dieser Ruheplatz! — Neben der alten Kirche erhebt sich ein hoher offener Bogen, durch den man hindurchschaut auf

die Berge und auf die Kreuze der Hügel, alte Linden halten daneben ernste Wacht. Eine Via triumphalis führt durch diesen Bogen, müde Wanderer, die den Tod überwandern, ziehen ein zum blumenüberdeckten, ewigen Frieden, und das hohe Kreuz inmitten des Friedhofs ruft ihnen den heiligen Willkomm zu. Gar mancher Maler hat diesen Bogen aufgenommen in sein Skizzenbuch, und an den Fenstern des gegenüberliegenden katholischen Pfarrhauses hat schon manche ehrwürdige Priestergestalt ernst und sinnend gelehnt und sich im stillen auf jene „Via“ vorbereitet, die wir alle ziehen müssen und die „noch keiner ging zurück“.

In jedem Sonntag des ganzen Jahres aber bringt der alte Kastellan jenes alten weißen Hauses noch außerdem ein paar Lindenweige oder ein Tannenreis zum Friedhof, und immer legt er sie nieder zu den Füßen eines hohen Steins mit verwitterter Inschrift, der sich fest an die Kirchhofsmauer drückt. Und wenn er selber nicht kann, weil ihn die böse Gicht gar zu sehr plagt, oder das Sonntagswetter für den Alten einmal allzu unbarmherzig ist, nun dann wandert statt seiner die Tochter hin, zur treulichen Erfüllung einer übernommenen Pflicht.

Es war eben zur Zeit der Rosen, als ein aufhorchendes Sonntagskind ein Weilchen unter jenem alten Lindenbaum saß, die Thür nach dem wilden Garten hin stand offen.



Schlangenzüchter. Gemälde von J. E. Hodgson.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Schlangenbändiger.

(Hierzu das Bild auf S. 293.)

Nachdruck verboten.

Nicht ohne Recht ist die Gegenwart erfüllt mit Stolz auf die freilich nur langsam, erst im laufenden Jahrhundert rasch erkommene Höhe ihrer Kenntnisse und Wissenschaft. Es ist auch wahr: wir wissen sehr viel, kennen und können Dinge, welche das Staunen verfloßener Jahrhunderte erregen würden. Ein anderes Ding ist es aber, sobald es sich um das Erklären der Erscheinungen handelt. Die Wahrheit nötigt uns hier zu großer Bescheidenheit, denn zu erklären vermögen wir noch sehr wenig im weiten Bereiche der bekannten Phänomene, und dies gilt sowohl im Großen, als sogar in vielen Fällen vom Kleinen.

Derartige Betrachtungen drängen naturgemäß sich auf, wenn wir auf unser Bild blicken, welches eine Schlangenbändigung aus dem Norden Afrikas zur Anschauung bringt. Das ganze Morgenland, ja selbst das ferne Indien und Ostasien bewegt sich auf einer Bildungsstufe, welche tief unter jener des Abendlandes steht; dabei aber besitzen die Menschen oder richtiger gesagt einzelne Menschen jener Gegenden Eigenschaften und Kräfte, für deren Erklärung es uns an jeglichem Mittel gebricht. Dazu gehört unter anderem die seltsame Kunst der Schlangenbeschwörung, die von den mannigfachsten Beobachtern bezeugt ist und stets das gerechte Staunen der europäischen Fremdlinge erregt. Ein paar solcher Fälle sollen hier erzählt werden im Anschlusse an unser Bild, dessen arabische Inschriften, sowie die Ausstattung des Wohnraumes und die Tracht der Eingebornen uns in das nördliche Afrika versetzen. In der algerischen Dase Biskra suchte ein Naturforscher lange vergeblich

Viper. Ein Schauer durchrieselte seinen Körper, doch kehrten nach dem ersten Schrecken Besinnung und Ueberlegung zurück. Regungslos saß er da, mit der größten Aufmerksamkeit alle Bewegungen des gefährlichen Reptils verfolgend, das wie er selbst sich im Banne der Musik zu befinden schien. Unaufhörlich schoß die kleine Zunge aus dem giftigen Rachen, und die beweglichen Augen glänzten wie ein funkelndes Diamantenpaar. Der Körperwärme folgend, ringelte sich nun das Tier an seinem bloßen linken Arm empor, wobei unser Forscher besorgte, durch eine unwillkürliche Bewegung den Zorn der Schlange zu erregen und sich rettungslos ihrem tödlichen Bisse auszuweihen. In diesem kritischen Augenblick kam ihm zum Glück die Gescha des Alten zu Hilfe. Wie zu Beginn schrillten gellende Töne durch das Gurbi, und der Europäer fühlte das Tier rasch am Arm herab und über die Hände hinweggleiten. Dann zogen sich seine geschmeidigen Glieder zusammen, und mit einem Sprünge schnellte das kleine Ungeheuer zu dem Alten hinüber, den Kopf hoch erhoben, zischend, den Leib vom Zorne geschwollen. Sofort aber erlangen wieder die beruhigenden Weisen, unter deren Macht die Schlange zusammenank und regungslos vor ihrem Beschwörer liegen blieb. Diesen Augenblick benutzte der Alte, sich des gefährlichen Reptils zu bemächtigen. Blitzschnell fuhr seine Hand herab, faßte die Schlange hinter dem Kopfe und hielt sie triumphierend in die Höhe.

„Siehst du, Kumi,“ sprach er lächelnd, „so bemächtigen sich die Jssäna dieses giftigen Gewürms.“ Der Forscher aber konnte nicht umhin, ein el hamdullah, Gott sei Dank! auszustößen, und atmete erleichtert auf, als das Tier unschädlich gemacht war und sich in einem seiner Gefäße in Sicherheit befand.

Die erwähnten Jssäna oder Jissäna, eine Abkürzung für Jissawijja, sind die Mitglieder einer mohammedanischen Bruderschaft, die im Maghrib, d. h. im nordwestlichen Nordafrika,

Wassersport.

(Hierzu das Bild „Rahnpartie“ S. 297.)

Nachdruck verboten.

Wer vermag zu sagen, worin der große Reiz begründet ist, den das Wasser auf das Menschenherz ausübt und dem wir uns so schwer zu entziehen vermögen! Ist es das ewige Entstehen und Vergehen der Wellen, das muntere Spiel silberner Fischlein im klaren, plätschernden Bache, oder das Rauschen des Schilfs am heimlichen Waldsee, auf dem die weißen Wasserrosen ihre Köpfe einander entgegenwiegen und sich allerlei wunderjame Märchen zuflüstern? Ist es das Heulen der gewaltigen Meeresbrandung, über welche die Möwe mit schrillum Schrei dahinjagt, oder sind es etwa gar die geheimnisvollen Wesen, denen die Sage das Wasser als Wohnort zuweist, jene Nymphen, Nixen und Najaden, welche dem einsamen Schiffer plötzlich erscheinen und eine unbezwingliche Sehnsucht in seinem Herzen zu erwecken wissen, die ihn aus dem sicheren Rachen in die kalte, trügerische Flut treibt? Wer weiß es?

Auch unser Bild zeigt solch ein heiteres Minnepiel auf dem Wasser, freilich in modernem Gewande; hoffentlich ist es nicht das alte Märchen vom Scheiden und Meiden, welches die Wellen dem jungen Sportsman und seiner lieblichen Fahrgeosin geschwähig erzählen werden, sondern vielmehr ein Frühlingsspiel vom Siegen und Kriegen.

Unter all den sportlichen Vergnügungen, welche von Damen geübt werden, nimmt der Wassersport mit seinen mannigfachen Variationen, als Schwimm-, Fisch-, Eis-, Ruder- und Segelsport, eine hervorragende Stellung ein. Freilich versteht er nicht, abgesehen vom Eisport, weibliche Grazie und Anmut so darzustellen, wie beispielsweise der Reitsport, bei welchem uns die Dame in koketter, enger Reittoilette auf edlem Rosse



Sommerabend. Gemälde von J. Benz.

nach einem Exemplar der in jenen Gegenden sehr häufig vorkommenden gehörnten Viper (*Vipera cerastes*). Merkwürdigerweise hatte er trotz alles Eifers und unausgesetzter Nachforschungen in der nächsten Umgebung der Dase weder im Sande der Wüste, noch in dem „Diss“ (einer Grasart) und Zwergpalmengebüsch der benachbarten Hügel, noch zwischen dem Gerölle der benachbarten Hügel die geringste Spur dieses giftigen Gewürms zu entdecken vermocht, sodaß er ernstlich an den Aussagen der Araber zu zweifeln begann, die unter Anrufung aller ihrer Heiligen versicherten, daß es in der Umgegend von „Lefaa“ wimmle. Der Zufall führte nun den Forscher einmal in das „Gurbi“ (Hütte) eines alten Arabers, der den Fremdling gastlich aufnahm und dem er schließlich seine bis dahin vergeblichen Bemühungen, in den Besitz einer gehörnten Viper zu gelangen, mitteilte. Der Greis bat ihn, ein wenig zu warten, kramte eine Weile in einer neben ihm stehenden, kunstvoll aus Palmholz geschnitzten kleinen Kiste und zog aus derselben eine unscheinbare Schilfrohrflöte, „Gesda“ genannt, heraus. „Wenn dir so viel an einer Lefaa gelegen ist, so verhalte dich nur ruhig, und was auch kommen mag, verliere deine Selbstbeherrschung nicht.“ Sprach der Alte, die Gesta nach seinem Munde führend. Ein schriller Ton hallte durch das Gurbi, dann folgte eine Reihe von halsbrechenden Läufen in den unmöglichsten Tonarten, bald aber ging der Alte allmählich zu einem weniger stürmischen und schwindelerregenden Tempo über und entlockte dem unscheinbaren Rohre eigentümlich fesselnde, einschmeichelnde, beruhigende Laute. Plötzlich aber zuckte der Europäer zusammen — über seine heißen Hände legte es sich wie ein Band von Eis, er blickte nieder, diese Störung zu ergründen, und sah entsetzt um seine Gelenke sich den Leib einer Schlange winden, deren breitgedrückter Kopf über den Augen mit zwei Hörnern besetzt war — die giftige

hauptsächlich in Algerien und Marokko weit verbreitet und von großem Einflusse ist. Hauptächlich in der algerischen Stadt Konstantine treibt dieser Orden sein unheimliches Wesen. In Europa traten die Jssäna zum erstenmale während der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 auf und erregten damals ungemessenes Aufsehen, doch wurden ihre Leistungen meistens als purer Schwindel und Taschenspielerlei hingestellt. Im Jahre 1889 erschienen sie wieder und führten allabendlich um neun Uhr im marokkanischen Kaffeehause der Rue du Caire ihre Schaustücke vor. Durch Tanz und Gesang wissen sich die Adepten des Ordens in eine schwer zu beschreibende Extase zu versetzen, in welcher ihr Leib gegen äußere, mitunter schwere Verwundungen unempfindlich oder wie geest erscheint. Sie bohren sich spitze Eisen, scharfe Messer in Kopf, Augen, Hals und Brust, ohne Schaden zu nehmen. Als in Paris der Scheich eine Schachtel öffnete und eine Schlange herausnahm, gebärdete sich der Jssäna wie ein wildes Tier, brüllte rohe, gräßlich gellende Töne hervor, wie ein Berrückter stierte er die Schlange an, packte sie, schlug und mißhandelte sie so lange, bis sie in die größte Wut geriet, bis ihre Augenlein vor Zorn blitzten und ihr Zünglein nach ihm hervor schnellte. Dann ließ er sich von ihr an den nackten Körperstellen des Gesichts, des Halses und der Brust beißen, schließlich zerfleischte er sie mit seinen Zähnen, bis ihr den Kopf ab und ab sie unter beständigem Ausstoßen von unartikulierten Lauten zur Hälfte auf.

Heutzutage wagt es wohl niemand mehr, diese Leistungen als Schwindel zu bezeichnen, denn bedeutende Reisende haben deren Thatsächlichkeit bezeugt. Wie dieselben zu erklären seien, bleibt aber immer noch, trotz aller vorgebrachten Meinungen, ein dunkles Rätsel.

Friedr. von Hellwald.

wie eine Statue auf hohem Postamente erscheint, zumal wenn das Pferd die Reiterin genügend „tailliert“, d. h. in richtigem Verhältnis zu ihrer Größe steht; aber dennoch verdient der Wassersport eine immer regere Beteiligung seitens der Damenwelt, da er, vor allem in seiner Form als Rudersport, einen außerordentlich wohlthätigen Einfluß auf die Lungenthätigkeit und somit auf den ganzen menschlichen Organismus ausübt. Der Zweck des Rudersportes für Damen ist der, daß er eine gesunde, körperliche Uebung in frischer Luft gewährt; die Dame soll ja nicht, wie der männliche Ruderer, durch andauernden Training zum Wettkampfe gestählt werden.

Der Rudersport in seiner heutigen Gestalt ist ein Kind der Neuzeit, denn im Altertum und auch im Mittelalter haben die Ruderer selbst nie den bevorzugten Gesellschaftsklassen angehört; Rudern war Sklavenarbeit, während Fechten, Reiten u. s. w. stets als edle Leibesübungen, eines Kavaliere würdig, angesehen worden sind. Der Rudersport nahm lange Zeit eine ähnliche Stellung ein, wie der Tanz im Morgenlande; auch dieser wird daselbst zumeist von Berufsständinnen ausgeführt. Die ersten Wettrudern fanden in Venedig zu Anfang des 14. Jahrhunderts statt, doch wurden auch dort die Ruder von bezahlter Hand geführt. Als Amateursport tritt das Rudern in England zuerst auf, und zwar am Ende des 18. Jahrhunderts. Auch bei den Damen erfreut er sich dort großer Beliebtheit. Für diese eignet sich am besten ein leichtes Kanoe oder ein Rennboot der leichtesten Klasse; erprobter wird von einem, letzteres von zwei leichten Rudern getrieben. Auf dem Platz am Steuer ruder sieht man ebenfalls häufig sportliebende Damen sitzen. Was den Sitz im Boot anbelangt, so ist selbstverständlich bei der rudernden Dame von dem „gleitenden“ Sitz auf der sich vor- und rückwärts bewegenden Sitzbank abzusehen; der Sitz muß vielmehr fest sein, die Füße werden dabei mit geschlossenen



Rahupartie. Originalzeichnung von Edmund Brünig.

Fersen und geöffneten Knien fest gegen das Fußbrett gestemmt. Die Bewegung des Ruderns selbst besteht bekanntlich im Ausgreifen und Ziehen; werden diese Bewegungen von zwei oder drei Damen regelmäßig, d. h. mit gehöriger Präzision ausgeführt, so gewährt ein solches Damenboot mit seiner anmutigen Besatzung ein außerordentlich schönes Bild. Um die eben erwähnte Regelmäßigkeit zu erzielen, ist wohl darauf zu achten, daß die Ruder gleichzeitig, vor allem nicht zu tief, in das Wasser eintauchen.

Der Segelsport ist entschieden zu anstrengend für Damen, denn er stellt an die physische Kraft bedeutende Anforderungen; man denke z. B. nur an das bekannte Manöver „Reffen der Segel“. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch Damen an ihm sich erfreuen sollen; im Gegenteil, es gewährt einen prächtigen Anblick, ein Segelboot, vielleicht eine kleine zierliche Jolle, einer Möwe gleich die Wellen durchkreuzen zu sehen, während eine junge, schlante Dame in hellfarbigem Sportkostüm das Steuer lenkt.

Die Kleidung der Damen, welche Wassersport treiben, läßt

der Phantasie und dem Geschmack ein großes Spiel, und hierbei ist die rudernde Dame der Reiterin überlegen, deren Toilette durch die lange Reihe von Jahren gewissermaßen traditionell und für die Mode beinahe unantastbar geworden ist. Das Sportkostüm für das Boot besteht am häufigsten und wohl auch am kleidsamsten in einem glatten, weiten Rock, einer Bluse mit einem Matrosenträger und einem großen Strohhut mit glattem Rande oder einer Tricotmütze, welche, wie der Kragen, durch kleine goldene Anker geziert ist.

Unbedingte Notwendigkeit für die Dame, gleichviel ob sie Ruder- oder Segelsport treibt, ist, daß sie sich als geübte Schwimmerin bei einem etwaigen unfreiwilligen Bade selbst zu retten vermag. — Bei der Rahupartie, welche unser Bild veranschaulicht, darf uns wohl im Hinblick auf die nervige Gestalt des jungen Sportsman um das Leben der jungen Dame nicht bange sein. Oder sollte sich der Beschauer des Bildes irren und der herzliche Händedruck des jungen Mannes unerwidert bleiben? Die lebenswürdige Leserin wird es nicht recht glauben, spricht doch aus den Mienen der beiden jungen Leute

ein freudiges Ueberraschtsein über dieses Zusammentreffen, und wo wäre wohl auch die Gelegenheit günstiger, ins Herz eines Menschen zu schauen, als gerade bei solcher fröhlichen Rahupartie, wie unser Bild sie zeigt.

Es ist ein heißer Augusttag, und eine heitere Gesellschaft junger Damen und Herren schickt sich an, eine kleine Bootsfahrt zu unternehmen. Während die Zurückbleibenden von der Balustrade Grüße herabwinken, stößt eine Gondel nach der anderen vom Lande. Unter munterem Geplauder verfließt gar schnell die Zeit, Scherzworte fliegen von einem Boot zum andern, und heiteres Lachen findet allerorten ein Echo. Gewiß werden die Damen den Wunsch nach Seerosen äußern und die Herren sich alle erdenkliche Mühe geben, in den Besitz solcher zu gelangen. Ein junges, liebendes Paar bleibt dann leicht unbelauscht, und unser junger Bootsmann wird sicher nicht die Stunde ungenützt verrinnen lassen, ohne der kleinen Hand, die er jetzt so fest hält, das Ruder zu entziehen und sich desselben fürs ganze Leben zu bemächtigen.

Viktor Happrich.

